

# Japans Gespräch mit dem Christentum Europas

Hans Waldenfels SJ

## Hiroshima und Nagasaki

Am 6. und 9. August 1965 jährten sich zum 20. Male die Tage, an denen die beiden japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki von der furchtbaren Atom-bombe heimgesucht wurden. Inzwischen sind in beiden Städten die äußenen Schäden, die die Bomben angerichtet hatten, beseitigt. Beide Städte sind schöner wieder erstanden, als sie je zuvor waren. Doch die innere Verarbeitung der Katastrophe steht auf einem ganz anderen Blatt.

Hiroshima, eine japanische Provinzstadt, unbedeutend für den großen Ablauf der Weltgeschichte, war plötzlich durch den weder gewollten noch verdienten Schicksalsschlag in das Rampenlicht der Geschichte gezwungen worden. Man spürt dort bis heute, wie furchtbar es ist, wenn eine Stadt durch ein verhängnisvolles, rein negatives Ereignis berühmt wird. Hiroshima ist in der ganzen Welt Symbol einer verängstigten Menschheit, die um den morgigen Tag bangt, weil die materiellen Mächte, die ihr anvertraut sind, ihr immer wieder aus der Hand zu gleiten drohen. Nicht umsonst ist der Jahrestag der Atombombe in Hiroshima stets Tag des Protestes gegen jede Kriegsbedrohung, wobei es dann gleichgültig ist, ob diese aus der einen oder anderen Richtung kommt. Die Kirche aber hat gut daran getan, in die Sehnsucht der Menschheit einzustimmen und in der Friedenskirche von Hiroshima ein Zeichen ihrer eigenen Friedensbereitschaft und -botschaft zu setzen.

Nagasaki ist anders. Diese Stadt hat eine lange Geschichte hinter sich. Sie war jahrhundertelang Ort der Begegnung mit anderen Kulturen, mit dem asiatischen Festland, mit den ersten Boten des Westens, dem katholischen Portugal und dem protestantischen Holland. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Stadt fast ganz christlich war und sich gar das Rom des Fernen Ostens nennen konnte. Doch Nagasaki ist auch an Katastrophen gewöhnt. Immer wieder ragten am Ende des sogenannten christlichen Jahrhunderts (1549–1639) die Kreuze hoch über der Stadt gen Himmel, Kreuze, an denen Christen ihr Bekenntnis zu Christus mit dem Tode bezeugen mußten. Damals brach scheinbar das herrliche Missionswerk zusammen, und doch wurde der Glaube in der Verborgenheit von Generation zu Generation durch zwei Jahrhunderte hindurch weitergereicht. Das war die Feststellung, die P. Petitjean MEP am 17. März 1865 hocherfreut in seiner kleinen Kirche von Oura

machen konnte. Damals vor hundert Jahren näherte sich eine kleine Schar von Altchristen der Kirche und gab sich dort zu erkennen: „Padre, wir haben dasselbe Herz wie Du.“ Doch diese Eröffnung bedeutete für die Christen den Beginn erneuter Verfolgung. Noch einmal sind mehrere Hundert Christen aus Nagasaki und Umgebung, vertrieben aus ihrer Heimat, zu Beginn der japanischen Neuzeit als Martyrer ihres Glaubens gestorben. Erst der diplomatische Protest von außen erreichte es, daß die Christen schließlich in Freiheit ihrem Glauben anhängen konnten. Doch die Erfüllung der von außen auferlegten Verpflichtung machte die Christen von Nagasaki nicht heimisch in ihrem Vaterland. Äußerlich gemieden, führten sie ein Leben am Rande der japanischen Gesellschaft. Denn immer dauert es eine geraume Zeit, bis von außen auferlegte Meinungen, Ansichten und Einstellungen sich zu solchen wandeln, die als von innen heraus persönlich vollzogene angesehen werden können.

Vielleicht wird man die Katastrophe vom 9. August 1945 als den Tag ansprechen können, an dem die Christen von Nagasaki bewiesen, daß sie nicht nur „eines Herzens“ mit dem fremden, ausländischen Priester und damit mit einer ausländischen Religion sind, sondern daß sich ihr Leben in größerer Solidarität mit der Heimat und dem eigenen Volk abspielt und abgespielt hat, als es diesem bislang bewußt war. Damals kamen etwa 10 000 Katholiken ums Leben. Die Bombe hatte keinen Unterschied gemacht zwischen Christen und Nichtchristen; ja man muß sagen: sie hatte die Christen insofern schlimmer getroffen als die Nichtchristen, als Nagasaki die Stadt Japans ist, die die größte Christenzahl aufzuweisen hat.

Das Mitleiden der Christen von Nagasaki hat aber ein weiteres bewirkt: Nagasaki ist nicht wie Hiroshima Symbol des Protestes und des Aufschreis der Menschheit geworden, sondern hat dem eigenen Land und der Welt – man denke an die sprichwörtlich gewordenen „Glocken von Nagasaki“ – ein lebendiges Symbol der Hoffnung geschenkt. Was die Atombombe von Nagasaki vor allem überlebt hat, ist die Gestalt Dr. Takashi Nagais, eines Christen und Röntgenforschers, der, selbst von der Atombombe mitgenommen, in den letzten Jahren seines Lebens unzähligen Menschen Trost gespendet und Mut gemacht hat. Damit zeichnet ein doppelter Zug die japanische Gesellschaft genauso wie die menschliche Gesellschaft im allgemeinen: Ständig ringen miteinander Aufschrei, Angst und Besorgnis mit Zuversicht, Glaube und Hoffnung.

### Nach dem Kriegsende

Das nächste Ergebnis der Atombomben war die Kapitulation Japans. Es war eine geschichtliche Großtat des Kaisers, daß er gegen den Willen der Militärführer die Kapitulationsbedingungen der Alliierten annahm, sodann dem Volke Japans Niederlage mitteilte und so nicht zuließ, daß sich das Inselreich bis zur

völligen Vernichtung verteidigte. Das Volk reagierte auf die Erklärung des Tenno vom 15. August 1945 mit erstaunlichem Gleichmut und machte sich unter der Leitung des verständnisvollen amerikanischen Generals McArthur an die Umwandlung des Landes in eine nach amerikanischen Prinzipien gestaltete Demokratie. Dem Kaiser aber dankte man dadurch, daß er von nun an wirklich Symbol der Einheit des Inselreiches wurde.

Seit 1945 lebt Japan aber in einem Zwitterzustand. Politisch wurde 1951 zu San Francisco der Friede mit den Westmächten geschlossen. Doch unsere Zeit ist keine Zeit des Friedens. Zwar nahm die wirtschaftliche Entwicklung des Landes einen derartigen Aufschwung, daß in der Welt mit Recht – ähnlich wie vom deutschen Wirtschaftswunder – auch von einem japanischen Wirtschaftswunder gesprochen wird. Auf der anderen Seite leiden Politik und Wirtschaft Japans darunter, daß das Verhältnis zu den asiatischen Nachbarländern noch nicht derart ist, daß man es als wirklich friedlich und freundschaftlich bezeichnen könnte. Zu den Philippinen und Korea bestehen zwar diplomatische Beziehungen, aber beide Völker können nur schwer vergessen, was die japanische Soldateska in den Jahren der Invasion und Besetzung dort angerichtet hat. Mit dem größten Volk des asiatischen Kontinents, mit China, aber bestehen in Treue gegenüber der amerikanischen Außenpolitik auch keine diplomatischen Beziehungen, obwohl die politische Opposition wie auch weite Kreise der Wirtschaft ständig auf eine Stabilisierung der japanisch-chinesischen Verhältnisse hinarbeiten. Für das räumlich beengte Japan mit seiner industriellen Überproduktion wäre China der nächste und daher willkommenste Absatzmarkt. Die Vereinigten Staaten bezahlen den Verzicht Japans auf den chinesischen Markt (die jetzige Handelsquote ist aufs ganze gesehen minimal) bislang damit, daß sie selbst der größte Abnehmer japanischer Waren sind, und das nicht immer unter günstigen Bedingungen. Zugleich ist Japan dadurch natürlicherweise aufs engste an den Westen (im politischen Sinn) gebunden.

Über die enge Verknüpfung Japans mit dem Westen ist aber das Volk selbst nicht sehr glücklich. Die Tendenz nach einer Balance zwischen den östlichen und westlichen Beziehungen (in politischer Hinsicht) und das Verlangen nach einer echten Synthese zwischen östlichen und westlichen Werten (in kultureller Hinsicht) ist in Japan groß. Dabei schmerzt die Überbetonung des Westlichen viele tiefer empfindende Japaner um so mehr, als selbst der durchschnittliche Japaner im stillen davon überzeugt ist, daß das Land Werte besitzt, die denen des Westens jederzeit überlegen sind.

Wir können hier nicht auf das Ringen um eine moderne Form des Moralunterrichts näher eingehen<sup>1</sup>. Es besteht aber kein Zweifel, daß sich Regierung und weiterschauende Kreise des Volkes Gedanken machen über die Fehlentwicklung der japanischen Erziehung, die mit dem Ausschluß jeder Moralerziehung in den Schulen der frühen Nachkriegszeit gegeben war. Sie verlangen und experimentieren

<sup>1</sup> Nikolaus Luhmer, Moralunterricht in Japan, in: *Katholische Missionen* 78 (1959) 67–72.

bereits neue Formen der ethischen Unterweisung. Damit stellt sich aber zugleich die Frage nach dem japanischen Menschenbild. Denn es gibt keine Moral, die völlig unabhängig von gewissen Grundeinsichten in das menschliche Leben, die menschliche Natur und ihre Zielrichtung verständlich und sinnvoll wäre. Wo derartige Grundvoraussetzungen geleugnet werden, ersetzt die Leugnung schließlich das Grundprinzip. Anderseits wird die Moralerziehung in diesem Fall zu einer Art Dressur, bzw. einem Anstandsunterricht, in dem das Tun und Verhalten des durchschnittlichen Bürgers zur Regel erhoben wird.

Mit Recht hat daher der verstorbene Ministerpräsident Ikeda nach seiner Europareise im Herbst 1962 das Lösungswort „Hitozukuri“, „Menschenbildung“, geprägt. Man muß aber nur ein wenig von der daraufhin vielerseits begonnenen Diskussion mitbekommen haben, um zu verstehen, wie ungemein schwierig es ist, im heutigen pluralistischen Japan zu einem gültigen Menschenbild zu gelangen.

### Der Japaner von heute

Es ist leider in westlichen Ländern immer noch nicht hinreichend bekannt, daß man von einem Japaner nicht mehr in religiösen Kategorien wie Shintoismus und Buddhismus sprechen kann. Man kann mit einem Japaner nicht in ein Gespräch eintreten wollen, nachdem man ihn zunächst nach einem westlichen Einteilungsschema katalogisiert hat: Shintoist – Buddhist – Christ – konfessionslos – Atheist. Es ist dies ja auch die Misere so mancher von Westlern durchgeführten Befragungen, daß die Ergebnisse am Ende gar nicht das hergeben, was sie beweisen sollen.

Man denke etwa an die Umfragen, die unter Bonzenschülern, also typisch westlich ausgedrückt: unter „buddhistischen Theologiestudenten“ angestellt wurden. Wenn weit über die Hälfte solcher Studenten die Unsterblichkeit der Seele ablehnt, so braucht sich der buddhistische Gläubige nicht um diese Gruppe zu sorgen, die ja in diesem Punkte der buddhistischen Lehre treu ist. Er muß sich eher Gedanken machen über die, die eine „Unsterblichkeit der Seele“ (was immer das dann heißen mag) für möglich oder wahrscheinlich halten.

Ebenso uninteressant sind in sich Untersuchungen über den Glauben der Japaner an die Existenz Gottes, bzw. den sogenannten Atheismus der Japaner. In diesem Fall ist nicht die große Gruppe von Bedeutung, die die Existenz Gottes „leugnet“ (wie können Menschen eigentlich leugnen, was sie gar nicht begrifflich wie wir zu verstehen gelernt haben?), sondern die Gruppe, die die Existenz Gottes bejaht. Denn daß es in Japan heute eine weit über die kleinen sich zum organisierten Christentum bekennenden Gruppen hinauslangende Schicht der Bevölkerung gibt, zu der Anhänger moderner und traditioneller Religionen genauso gehören wie solche, die persönlich nicht mehr einer bestimmten Religion zugehören und die alle trotzdem auf irgendeine Weise die Existenz Gottes bejahen, besagt etwas sehr Bedeutendes: Es zeigt, daß sich im japanischen Volksempfinden das Verständnis

des traditionellen Gottesbegriffs (jap. *kami*) von einem polytheistisch-persönlich/unpersönlichen zum monotheistischen Gottesbegriff verlagert. Bischof Noguchi von Hiroshima sieht in diesem Phänomen einen der tiefgreifendsten und bedeutendsten Vorgänge, die die Begegnung Japans mit dem Christentum der Neuzeit hervorgerufen hat. Von hier aus wird dann auch verständlich, daß die japanische Bischofskonferenz vor einigen Jahren schließlich nachgezogen hat und dem von den Protestantten schon lange gebrauchten Wort „*kami*“ als Bezeichnung des christlichen Gottes auch in der katholischen Kirche Hausrecht eingeräumt hat.

Daß die hier gemachte Feststellung richtig ist, ließe sich auch an dem Wandel des Weihnachtsfestes in Japan erläutern. Die japanische Art, Weihnachten zu feiern, war nach dem Krieg in der Welt sprichwörtlich. Weihnachten war zunächst eine Angelegenheit der Warenhäuser mit ihren reichen Weihnachtsdekorationen. Der hl. Abend aber war eine Art Karneval, an dem die Vergnügungsviertel der Großstädte Hochbetrieb hatten, und stach unangenehm von der vornehmen Art des japanischen Neujahrsfestes ab. Die Entwicklung der letzten Jahre lehrt nun, daß zwar einerseits das Weihnachtsfest aus Japan nicht mehr fortzudenken ist, anderseits aber sich eine Art Familienfeier in den Städten bereits anbahnt und so das Neujahrsfest im Lauf der Zeit wohl eine Verlängerung nach vorn erfahren dürfte.

Beobachtungen dieser Art sind nun hier nicht geschildert, um den Beweis einer langsamten Verchristlichung Japans über den Bereich des statistisch Erfaßbaren hinaus anzutreten, sondern um auf den Menschentyp zu kommen, der da heranwächst. Man könnte natürlich zunächst sagen, der Japaner sei von Haus aus synkretistisch veranlagt. Er geht am Neujahrsfest zum Shinto-Schrein, besucht am O-Bon-Fest, dem Gedenktag der verstorbenen Ahnen, die Gräber in der Heimat und dann zumeist den dabeiliegenden buddhistischen Tempel. Er heiratet vielleicht im Schrein, vielleicht aber auch in einem der großen Heiratspaläste, die es nun in allen größeren Städten Japans gibt. Er läßt aber zumeist immer noch zu, daß der Bonze über die verbrannten Gebeine einige Sutren rezitiert. Er wird auch des Weihnachtsfestes gedenken und seine Kinder genauso in die Weihnachtsfeier begleiten wie zu den Kindersportfesten und dort nicht als passiver, stummer Zuschauer anwesend sein, sondern selbst, wenn aufgefordert, aktiv bei der Sache sein. Er wird diese Dinge tun und dann im Berufsleben, in der modernen Industrie, in einem modernen Büro sich westlicher Arbeitsmethoden bedienen. Er wird sich am Abend von seiner Frau aus dem westlichen Straßenanzug helfen lassen, es sich gemütlich machen und ins japanische Bad steigen. Er wird bei einer Gelegenheit mit Messer und Gabel essen und zumeist es sich doch mit seinen Stäbchen gutgehen lassen. Er wird aber schon längst nicht mehr das japanische Haus als jene kleine Welt erfahren, aus der heraus er die große verstehen könnte. Die große Welt drängt sich Tag für Tag durch zahlreiche Fernsehkanäle in seinen privaten Bereich. Und wie die Kinder ganz von ihrer Schule mit Beschlag belegt werden, dort lernen, spielen und essen und fast nur zum Schlafen noch nach Hause kommen (und der

Schlaf fällt wegen der Schularbeiten oft genug erschreckend kurz aus), so bildet der moderne Betrieb für die Großzahl der japanischen Männer und auch schon für viele Frauen die zweite Welt neben der Familie. Diese Welt aber ist nicht nur Arbeitswelt, sondern wirklich Lebenswelt mit allen Formen moderner Entspannung. In all diesen Dingen ist der moderne Japaner zugleich zu Hause und doch auch wieder unheimlich heimatlos.

Die Vielzahl von Elementen und Einzelteilchen des japanischen Lebens, die wir nebeneinandergestellt haben, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, mag den Eindruck einer ungeheuren Unrast und Verwirrung erwecken. Dieser Eindruck ist jedoch nicht ohne weiteres richtig. Denn man muß bedenken, daß die zunehmende Automation, Uniformierung und Mechanisierung des Lebensprozesses es dem einzelnen Menschen in vieler Hinsicht einfacher macht. Viele Entscheidungen sind ihm ganz einfach abgenommen. Viele Gedanken kann er sich sparen. Ob dieses Leben menschenwürdiger und glücklicher ist, ist eine andere Sache; man wird aber nicht von vornherein sagen können, daß es menschenunwürdig und unglücklicher sein muß. Schließlich ist es eine vom Menschen selbst geschaffene Welt.

Tatsache ist nun, daß sich der denkende Japaner sehr wohl darüber im klaren ist, daß seine heutigen Lebensformen Folge der westlichen Zivilisation sind, und wenn er sich auch nicht darüber im klaren ist, daß die Schaffung dieser Zivilisation wesentlich etwas mit der Erfüllung des göttlichen Schöpfungsauftrags zu tun hat (Gn 1,28), so weiß er doch, daß diese Zivilisation etwas mit dem Christentum zu tun hat.

Man wird dem Japaner auch bescheinigen müssen, daß er oft genug den Weg nach Westen angetreten ist. Ungezählte begabte junge Japaner haben an den Universitäten Europas und Amerikas studiert. Sie haben die Texte der westlichen Klassiker in Philosophie und Literatur im Urtext gelesen und viele von ihnen ins Japanische übersetzt. Es gibt kaum einen bedeutenden Wissenschaftler des Westens von Weltrang, der sich nicht rühmen könnte, den einen oder anderen Schüler in Japan zu haben. Doch ist es bis jetzt eigentlich nicht zu einem Gespräch gekommen. Der folgende Satz eines bedeutenden japanischen Professors ist symptomatisch: „Was sollen wir denn eigentlich im Westen? Es ist ja doch niemand da, der uns Antwort geben könnte auf unsere existenziellen Fragen, da uns niemand versteht!“ Ein solcher Ausspruch ist besonders schmerzlich für christliche Missionare, die ja mit dem berechtigten Anspruch auftreten, Gottes letztes und endgültiges Wort an die Welt überall und jederzeit zu künden.

Dabei ist der Japaner auf der ehrlichen Suche. Doch ist seine geistige Situation heute bereits derart, daß man sagen muß: sie ist der geistigen Entwicklung des Westens vorausgeilt. Denn der Japaner stammt aus einer Kultur, die eindeutig nicht-christlich ist (wobei es gleichgültig ist, ob man hier in einem mehr optimistischen Sinne diese nichtchristliche Kulturform ursprünglich eher für adventhaft ansieht oder ob man, beeindruckt von den verschiedensten negativen Phänomenen,

den Akzent mehr auf das dem Christentum Hinderliche legt). Er hat aber inzwischen zusammen mit einer säkularisierten westlichen Zivilisation auch kulturelle Formen angenommen, die eindeutig christlich oder nachchristlich sind. Er lebt somit in einer Kulturwelt, die sowohl von vor- wie von nachchristlichen Elementen geprägt ist. Entsprechend ist er nicht mehr einseitig in seiner ursprünglichen Welt beheimatet, sondern hat bereits begonnen, aus ihr auszuziehen und große Schritte auf die eine große Weltkultur hin zu tun, in der – wie K. Rahner ganz richtig sagt<sup>2</sup> – jede Kultur zum integrierenden Bestandteil der anderen wird. Man sagt daher nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in diesem Punkt kein Volk weiter fortgeschritten ist als Japan.

Es ist inzwischen wiederholt bemerkt worden, daß die Situation Japans und die Art, wie das Volk im ganzen sie bewältigt und wie sich die Kirche, bzw. das Christentum zu ihr stellt, lehrreich und bedeutsam für die Zukunft der Welt und die Bewältigung der christlichen Aufgabe an der Welt sein wird<sup>3</sup>. Die große Frage Japans und der Missionare ist heute, wie die gestellten Aufgaben zu lösen sind. Die andere Frage ist, ob Japan nicht auch immer noch im Sinn echter Mitmenschlichkeit und Brüderlichkeit die geistige Hilfe seiner westlichen Brüder erhoffen darf und ob nicht diese verpflichtet wären, etwas aufmerksamer auf die existenzielle geistige Not anderer Völker zu achten.

Man könnte hier auch folgendes anfügen: Wir sprechen viel vom „Hörer des Wortes“. Machen wir uns aber wirklich genügend Gedanken über den „Hörer“ des Wortes? Nehmen wir ihn nicht viel zu wenig ernst in seiner Personalität, die ja – ex definitione – immer auch Einzigartigkeit besagt? Und fragen wir uns nicht viel zu wenig, worin die Besonderheit und Einzigartigkeit eines jeden Volkes besteht? Das Wort, das wir künden sollen, kann ja nur ankommen, wenn wir zunächst aufmerksam auf den Partner und seine Not gehört haben. Andernfalls mag es geschehen, daß selbst das lebendigste Wort an ihm vorbeigesprochen ist.

### **Anfragen an die Theologie**

Es soll nun im Folgenden nicht im einzelnen aufgezeigt werden, wie die heutige Japanmission auf ihren geschichtlichen Auftrag einzugehen sucht. Die Tatsache ist bekannt, daß die Erwachsenentaufzahl in den letzten Jahren ständig unter der 10 000-Marke lag; daß ein großer Prozentsatz der Taufen an oder durch den Einfluß der katholischen Schulen gespendet wird<sup>4</sup>; daß die Umstellung von ausländi-

<sup>2</sup> Schriften zur Theologie, Band V, 142 f.

<sup>3</sup> Vgl. neuerdings wieder E. Gößmann, Religiöse Herkunft, profane Zukunft? (München 1965) 268.

<sup>4</sup> Für Japan wird hieran die große Bedeutung der außerordentlichen, überpfarrlichen Seelsorge deutlich. Zum anderen zeigt der Einfluß der katholischen Schulen in Japan, daß manche theoretische Diskussion über die Existenz oder Nichtexistenz katholischer Schulen an den tatsächlichen Verhältnissen in den verschiedensten Ländern der Welt vorbeizieht. Wo katholische Schulen existieren und ihren Auftrag erfüllen, verdienen sie die volle Unterstützung. In dem Fall verraten Argumente gegen die katholischen Schulen zugunsten einer Mitarbeit in freien Schulen ein unrealistisches Denken. Im Gegenteil sollte man dort das Bestehende, so gut es geht, stärken und, wenn man kann, dann zugleich in neue Räume vorzustoßen suchen.

schem auf japanisches Missionspersonal nicht notwendig mit einer Steigerung der Taufzahlen verbunden ist. Nicht wenige Vorschriften des Kirchenrechts, vor allem auch im Ehrerecht, haben in Japan bereits Milderungen erfahren. Der Jesuitenorden hat das für den Gesamtorden hochbedeutsame Experiment einer unmittelbaren und ständigen internationalen Zusammenarbeit, die zugleich auch die Universalität der Kirche zum Ausdruck bringt, erstmals nach dem Krieg in Japan durchexerziert. Es ist auch richtig, daß sich erst in den 20 Jahren nach dem Krieg der Auszug aus dem Getto des Nagasaki-Christentums vollzogen hat und heute über die Hälfte der katholischen Christen außerhalb Kyushus mit stärkeren Ballungen in den Millionenstädten Tokio und Osaka lebt.

Man kann auch soviel bereits sagen, daß sich die Reform der Liturgie für die Formung des Gemeindelebens insofern positiv auswirken wird, als sie den einzelnen stärker als je zuvor die Kirche als Volk Gottes und als Gemeinschaft erfahren läßt und ihm so auch im Gottesdienst ein stärkeres Gefühl für das Nebeneinander und Miteinander mit Gleichgesinnten vermittelt. Es ist aber zweifelhaft, ob sich auf diesem Wege breitere Kreise des Volkes für das kirchliche Christentum neu gewinnen lassen. Das ist wohl auch dann nicht zu erwarten, wenn etwa die Liturgie in Japan noch einige dem Japaner unverständliche lateinische Formen und Gebärden mehr aufgibt und durch andere ersetzt<sup>5</sup>.

Eine Lösung ist genauso wenig von einer „japanischen“ Liturgie wie von verfeinerten katechetischen Methoden zu erwarten; denn was heißt heute „japanisch“? Man betrachte etwa japanische Architektur, also ein Feld, auf dem Japaner heute in der Welt eine führende Rolle spielen. Der Architekt Tange wird sich wohl kaum nachsagen lassen müssen, die von ihm in Tokio gebaute Kathedrale sei nicht „japanisch“. Das wird um so klarer, wenn man Großbauten der modernen, wirklich rein japanischen Religionen<sup>6</sup> in Betracht zieht, etwa die Zentrale der tanzenden Religion in Tabuse, dem Heimatort des ehemaligen Ministerpräsidenten Kishi und des jetzigen Ministerpräsidenten Sato in der Yamaguchi-Präfektur oder die Hauptquartiere der Sokagakkai und der Rishshokoseikai in Tokio.

Es wäre auch nützlich, sich mit der modernen japanischen Musik zu befassen, die

<sup>5</sup> Die gemachten Bemerkungen sind natürlich nicht mißzuverstehen. Die Beseitigung aller den Japanern anstößiger oder unverständlicher Gesten wie die Kniebeuge der Gläubigen oder die vielen Handküsse und Küsse von Gegenständen während der hl. Messe sind zu begrüßen. Jedes weitere Bemühen auf dem Wege zu einer ansprechenderen Form der Gottesdienstgestaltung ist zu fördern. Nur wäre es unrealistisch, sich von diesen Reformen größere, äußerlich greifbare missionarische Erfolge zu versprechen. – Dasselbe gilt auch von der gerade in Japan reichlich geführten Diskussion um Präkatechese und Praeavangelium. Man müßte gerade bei diesen Methodenfragen einmal genauer nach der zugrundeliegenden Missionstheologie fragen und wird vielleicht feststellen, daß diese bereits veraltet ist.

<sup>6</sup> Gerade die modernen Religionen werden mit Recht oft als ein Beweis der grundsätzlich vorhandenen Religiosität der Japaner hingestellt. (Vgl. z. B. A. Fanteli, L'attuale situazione religiosa del Giappone, in: *Civiltà Cattolica*, a. 115, vol. III [1964], 527–41; ders., Il cristianesimo di fronte al mondo giapponese. Risultati e problemi, ebd., vol. IV, 547–60.) Eine Analyse ihrer Methoden und Lehren würde im übrigen weithin das hier über den heutigen Japaner Gesagte bestätigen. Man muß sich allerdings fragen, wieviel eine religiöse Organisation, bzw. die persönliche Bindung an eine bestimmte Religion dem Japaner in Zukunft noch bedeuten wird. Es sei in diesem Zusammenhang auch angemerkt, daß sich ja seit altersher die Zugehörigkeit des Japaners zu einer bestimmten buddhistischen Sekte nur entfernt mit der Bindung des Christen an die Kirche vergleichen läßt. Das folgt schon aus der kuriosen Tatsache, daß die Summe der Mitglieder der verschiedenen Religionen oft genug die Zahl der Einwohner Japans überschritten hat, 1959 93 Millionen Einwohner und 134 Millionen Anhänger der Religionen.

ebenfalls zu einer Synthese von japanischen und westlichen Tonelementen drängt. Ein japanischer „Schlager“ ist nicht dasselbe wie ein amerikanischer, auch wenn manches bei diesem abgelauscht wurde. Für die katholische Kirchenmusik hat die Königin-Elisabeth-Musikhochschule in Hiroshima zahlreiche vorbereitende Analysen auf diesem Gebiet angestellt, die das Gesagte erläutern könnten.

Um näher zu bestimmen, was heute „japanisch“ ist, müßten vor allem noch viel stärker die wissenschaftlichen Mittel der modernen Soziologie eingesetzt werden. Vor allem hätte die Religions- und Pastoralsoziologie noch ein ungeheures Aufgabenfeld in Japan. Was auf diesem Gebiet katholischerseits geschieht, ist im Augenblick noch alles im Aufbau, und den Ansprüchen der wissenschaftlichen Soziologie genügeleistende Veröffentlichungen liegen noch kaum vor. Eine grundsätzliche Planung und Koordinierung des missionarischen Einsatzes ist aber ohne vorbereitende soziologische Untersuchungen heute nicht mehr möglich.

Wenn man von all diesen Dingen und Einzelheiten einmal absieht, aber auch wenn man sie noch konkreter ausführen würde, kommt man letztlich zu grundsätzlichen Anfragen an die Theologie, die einerseits die Mission als solche, zum anderen erneut den Inhalt der christlichen Botschaft an die Welt betreffen. Und man wird wohl finden, daß sich die katholische Theologie mit einer Situation wie Japan noch nicht im eigentlichen Sinne befaßt hat. Welches der drei neugegründeten Sekretariate wäre z. B. für Japan zuständig? Oder welches Konzilsschema ist für Japan das bedeutsamere, das Schema über die Mission oder das Schema über die Präsenz der Kirche in der Welt?

Man kann natürlich ein Gespräch mit Vertretern des Buddhismus und Shintoismus führen, aber man sollte sich dann doch darüber im klaren sein, daß man nicht mit den Leuten gesprochen hat, die das Japan von morgen bestimmen werden. Die Frage ist: Wo und wie ist ein Gespräch mit Menschen möglich, die ihre Verankerung in einer alten japanischen Mentalität bejahren und zugleich wissen, daß diese heute nur in Synthese oder Symbiose mit der Geistigkeit des Westens bestehen kann, Menschen, die zugleich sowohl über die Formen eines organisierten Buddhismus wie eines organisierten Christentums hinausgewachsen sind? Die Theologie der Religionen wird hier bereits überholt.

### Der missionarische Auftrag

Hinsichtlich dieser Situation stellt sich nun zunächst die Frage nach unserem missionarischen Auftrag. Diese Frage ist von vornherein zu unterscheiden von der Frage nach der Heilsmöglichkeit der Ungetauften. Gerade eine Verwischung des Unterschiedes verdeckt den eigentlichen Fragepunkt. Daß beide Fragen tatsächlich oft vermischt behandelt werden, röhrt zum Teil daher, daß die Verneinung der Heilsmöglichkeit für Nichtgetaufte auf Jahrhunderte hin ein treibendes Motiv der

Missionstätigkeit war. Wenn dieses Motiv fällt und keine neue gesunde Missionstheorie helfend einspringt, treten nicht selten bei dem Missionar in seinem einsamen Bemühen Erlähmungs- und Müdigkeitserscheinungen ein.

Es ist nun nicht nötig, im einzelnen die verschiedenen Theorien der jüngeren Zeit durchzuerzieren. Die zu einseitige Theorie der individuellen Seelenrettung ist inzwischen zugunsten einer richtig zu verstehenden Theorie der „plantatio Ecclesiae“<sup>7</sup> überwunden. Wir möchten aber doch betonen, daß die heute vielfach vorgetragene Stellvertretungs- und Zeichentheorie allein kaum als Lösung ausreichen dürfte. Für eine katholische Familie und auch einen einzelnen Gläubigen mag es eine hinreichende Erfüllung des Missionsauftrages sein, Tag für Tag in Treue, vielleicht in heroischer Treue, das christliche Zeichen echter Brüderlichkeit in der Umwelt zu setzen. Das einzelne christliche Leben mag sich im Vollzug des Alltags wie eine leuchtende Kerze verglühn. Wird sich aber (man möge das unschöne Wort verzeihen) der „Berufsmisionar“ damit zufriedengeben dürfen? Wohlgemerkt, der aktive, nicht der kontemplative Missionar? Für viele von ihnen hat die genannte Theorie etwas von der Haltung des Fuchses an sich, dem die Trauben zu hoch hängen.

Die Frage ist hier: Was ist seine Aufgabe heute unter den „Heiden“? Was muß er tun, damit er von sich zunächst sagen kann, er habe alles getan, was ihm im Missionsbefehl Christi aufgetragen wurde, und dann dabei von sich in Demut bekennen kann: „Ich bin nur ein unnützer Knecht“ (Lk 17, 10)? Die Frage bleibt auch dann berechtigt, wenn man den Missionsauftrag ganz allgemein als an alle Christen gerichtet betrachtet. Sie bleibt dann immer noch die Frage nach dem Sinn des priesterlichen und hinsichtlich der Ordensbrüder und -schwestern des Ordenslebens in der Mission. Und die Frage bleibt auch dann immer noch gültig, wenn man den Begriff der Mission nicht mehr rein geographisch, sondern mehr soziologisch faßt<sup>8</sup>; denn der Missionsauftrag Mt 28, 19 f verliert nicht seine Dringlichkeit und Gültigkeit.

Man spürt aus diesen kurzen Überlegungen aber schon, wie die Frage nach der Mission schließlich in die Herzmitte christlicher Weltsendung weist. Letztlich geht es um den Anspruch des Christentums an die Welt, um das Gespräch der Kirche mit der Welt, ein Gespräch, das notwendig am Selbstverständnis der Kirche ansetzen muß. Mehr als über die Predigt, die Katechese und ähnliche Dinge müßte theologisch vielleicht über den Dialog nachgedacht werden, über die Sprechenden

<sup>7</sup> Daß die „plantatio Ecclesiae“ trotz Errichtung der Hierarchie und trotz Aufteilung eines Landes in Pfarrbezirke immer noch sehr rudimentär sein kann, lehrt die Japanmission. Es gibt eben auch heute noch breite Schichten der japanischen Gesellschaft, der die christliche Botschaft – vielleicht trotz gelegentlicher Bibellektüre – keineswegs als persönlicher Anspruch begegnet ist. Es wären daher schon aus diesem Grund das Verhältnis von ordentlicher und außerordentlicher Seelsorge zu bedenken sowie alle Fragen, die heute hinsichtlich der Pfarre und des Pfarrprinzips diskutiert werden. Dabei würde die Theorie der Kirchenpflanzung selbst vielleicht noch klarer werden.

<sup>8</sup> Hier wäre aber entsprechend zu beachten, daß ein ungetaufter Junge auf den Straßen Hamburgs soziologisch nicht dasselbe ist wie ein ungetaufter Junge in Tokio. Der erste stammt aus einem eindeutig christlich geprägten Kulturräum, der zweite aber aus einem von buddhistisch-shintoistischem Säkularismus und von christlichem Säkularismus geprägten Kulturräum.

und die Angesprochenen und dann über das Wort. Darüberhinaus geht es dann um die Sinndeutung priesterlicher Existenz und um die Theologie der Stände und ihrer Bedeutung.

### Die inkarnatorische Ausrichtung

Wenn all das bedacht wäre, würde erst recht zum Leuchten kommen, was wir zu künden haben: den Skandal des Kreuzes und das strahlende Licht der Auferstehung. Wir haben schließlich Ursache genug, einem grundsätzlichen Optimismus auch in diesen grauen Erdentagen anzuhangen. Die Welt ist geheiligt durch die Menschwerdung Gottes selbst, und dieses geschichtliche Ereignis ist die Herzmitte der Weltgeschichte, von der diese nie wieder loskann. Wir hätten gerade von hier aus das Mehr der christlichen Botschaft, eben das Neue der Frohbotschaft aufzuzeigen.

Es gibt dann zwar noch immer keine Rezepte für die konkreten Entscheidungen. Vieles, ja das meiste, was existenziell zählt, bleibt immer dem Gewissen des einzelnen anheimgestellt, und die echte Furcht vor dem Scheitern wird es bei Christen wie Nichtchristen geben. Aber es wird dem Christen und der Gemeinde Christi vielleicht doch gelingen, immer wieder das Zeichen der Hoffnung aufzurichten, so wie es der eingangs erwähnte Dr. Nagai für seine Mitmenschen, Christen wie Nichtchristen, getan hat.

Es müßte sich daraus einerseits eine Botschaft echter und positiver Weltzugewandtheit<sup>9</sup> ergeben, mit der wir – ähnlich wie Paul VI. am 4. Oktober vor der Vollversammlung der UNO in New York – allüberall und nicht nur in unseren Kirchen kündend vor die Menschen hintreten können. Es müßte anderseits die Ehrfurcht vor dem einzelnen Menschen wachsen, die dann vielleicht in dem Gesprächspartner erst recht den Sinn für das uns alle umspannende Geheimnis erneut weckt. Wir könnten aber selbst vielleicht diese Haltung gar von Menschen des Ostens lernen und uns dann in einer nicht mehr aussagbaren Tiefe wie der alte Meister des Bogenschießens vor dem (gemeinsamen) Ziel verneigen<sup>10</sup>.

Wir müßten uns dann vielleicht gerade hier theologisch fragen, nicht was uns Japan in seiner Vergangenheit, sondern was es uns jetzt in seiner Gegenwart zu sagen hat. Und wir werden dann vielleicht erfahren, daß wir uns damit zum

<sup>9</sup> Es ist nicht von ungefähr, daß Teilhard de Chardins Werke in Japan in einem nichtchristlichen Verlag Tokios erscheinen und daß im Jahre 1962/63 nicht weniger als 50 Veröffentlichungen, zumeist Aufsätze, über D. Bonhoeffer zu verzeichnen waren.

<sup>10</sup> Theoretisch wäre hier das Verhältnis von mystischer Erfahrung und Offenbarung sowie vor allem die Frage der übergegenständlichen Erkenntnis zu behandeln, in der dann auch das Verhältnis von Immanenz und Transzendenz klarer erscheinen würde. Praktisch sind die Übungen von P. Enomiya-Lassalle für das echte Gespräch mit den Japanern, die bewußt oder unbewußt aus ihrer Tradition leben, von unübersehbarer Bedeutung. Der Vollzug etwa des Zen, wie es noch immer in intellektuellen Kreisen Kyotos geübt wird, entspricht durchaus einer modernen Haltung, die sich in beiden Welten beheimatet fühlen möchte. Das wird auch an den verschiedenen Themen der japanischen Dumoulin-Festschrift deutlich, die in Deutsch den Titel „Das geistige Klima Japans und das Christentum“ (Tokio 1965) trägt.

ersten Mal auf die existenziellen Fragen eingelassen haben, die der zitierte japanische Gelehrte im Auge hatte.

Man wird auch heute von der Theologie keine Antworten erwarten, die wie Rezepte wirken. Wir werden den Mut haben müssen, auch in unserer Zeit alles zu tun, was an uns liegt, und es dann ruhig der Geschichte zu überlassen, ob sie unser Tun als objektives Versagen oder als Schritte auf dem rechten Weg wertet. Wir werden im übrigen viele Elemente, die als Teilantworten auf die gestellten Fragen dienen können, in der modernen Theologie und in den Botschaften des Konzils bereits vorfinden.

Wir werden vielleicht auch feststellen, daß die Fragen, die wir aus der japanischen Situation heraus zu fragen gesucht haben, ja schon weithin unsere eigenen sind, bzw. es bald werden. Wenigstens im Hinblick auf die Fragen sind wir dann vielleicht gar nicht mehr die brüderlich Gebenden, sondern die aus einem „Heidenland“ brüderlich Empfangenden<sup>11</sup>.

## Der Staat und die öffentliche Ordnung

Hans Wulf SJ

Der in der vierten Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils vorgelegte „Entwurf“ über die Religionsfreiheit, der von den Konzilsvätern mehrheitlich angenommen wurde, schließt ein bestimmtes Verständnis der Beziehung von Staat, Gesellschaft und öffentlich-rechtlicher Ordnung ein. Aus diesem Grunde lehnte ihn z. B. der Weihbischof Paolo Munoz Vega ab, der erklärte, das Schema stütze sich zu sehr auf eine noch nicht hinreichend geklärte Theorie über die angemessene Ordnung eines politischen Gemeinwesens. Ebendiese wollen wir aus dem Konzilsdokument herausarbeiten. Es geht uns also nicht direkt um das Problem der Religionsfreiheit, sondern allein um einige elementare Grundeinsichten über die Staats- und Gesellschaftsordnung, die in dem Konzilstext über die Religionsfreiheit ausdrücklich oder unausdrücklich ausgesprochen worden sind.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. K. Rahner, Über den Dialog in der pluralistischen Gesellschaft, in dieser Zschr. 176 (1965) 321–330; ders., Der Christ in seiner Umwelt, ebd. 481–489.